

Sozialkapital durch Gewaltprävention: Erkenntnisse aus einem Mediatorenprogramm bei jungen MigrantInnen

Strasser, Hermann; Zdun, Steffen

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Strasser, H., & Zdun, S. (2012). Sozialkapital durch Gewaltprävention: Erkenntnisse aus einem Mediatorenprogramm bei jungen MigrantInnen. *SIAK-Journal: Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und polizeiliche Praxis*, 3, 4-15. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-415168>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Sozialkapital durch Gewaltprävention

Erkenntnisse aus einem Mediatorenprogramm bei jungen MigrantInnen



HERMANN STRASSER,
emeritierter Professor
für Soziologie an der
Universität Duisburg-Essen.



STEFFEN ZDUN,
wissenschaftlicher Mitarbeiter
am Institut für Sozialwissenschaften
an der TU Braunschweig.

Das Mediatorenprogramm Medi.Peer richtete sich an sozial benachteiligte, besonders durch Gewaltanwendung auffällige Jugendliche aus Duisburg, die zu Projektbeginn dem Milieu der Wiederholungs- und Intensivstraftäter zuzurechnen waren. Hierbei wurde von zwei zentralen Annahmen ausgegangen. Erstens verfügen selbst gewaltauffällige Jugendliche über Streitschlichtungskompetenzen, die sie im Alltag anwenden, damit nicht jeder Konflikt in Gewalt mündet. Zweitens hat Gewaltprävention bei auffälligen jungen MigrantInnen dann eine hohe Erfolgswahrscheinlichkeit, wenn in der Szene erfahrene Jugendliche eingebunden werden. Davon ausgehend sollten zwei Gruppen von Jugendlichen einem einjährigen Training und gezielten Schulungen unterzogen werden, um deren Sozialkompetenzen zu stärken sowie bisherige Einstellungen und Verhaltensweisen zu überdenken. Dies sollte dazu beitragen, das delinquente Verhalten der Jugendlichen deutlich zu reduzieren, indem auch alternative Handlungsoptionen zunächst bei den Schulungen diskutiert und einstudiert wurden, um anschließend auch außerhalb praktiziert werden zu können. Darüber hinaus war das Programm darauf ausgelegt, dass die TeilnehmerInnen im Alltag sowohl als MediatorInnen als auch als MultiplikatorInnen auftraten. Diese Ziele wurden aus verschiedenen Gründen nur in einer Trainingsgruppe mit Erfolg erreicht; das Scheitern der zweiten Gruppe beruhte vor allem auf der akuten Drogenproblematik der TeilnehmerInnen und der fehlenden Bereitschaft, etwas am Konsumverhalten zu ändern. Aus den Erfahrungen mit beiden Gruppen kann viel gelernt werden, nicht nur aus den Erfolgen mit der Gruppe, bei der neben den geplanten Zielen auch das Sozialkapital deutlich gestärkt werden konnte.

1. EINLEITUNG

Das in den Jahren 2008 und 2009 durchgeführte Mediatorenprogramm Medi.Peer richtete sich an sozial benachteiligte, besonders durch Gewaltanwendung auffällige Jugendliche¹ in der Stadt Duisburg. Junge MigrantInnen aus dem Milieu der Wiederholungs- und Intensivstraftäter wurden im Rahmen von Medi.Peer gezielt geschult, um in ihren Streitschlichtungskompetenzen ge- und bestärkt zu werden. Das sollte

nicht nur dazu beitragen, dass sie weniger Gewalt anwenden. Es sollte auch ein Multiplikatoreffekt in der Form entstehen, dass sie erlerntes Wissen und neue Kompetenzen in ihrem sozialen Umfeld, insbesondere an andere Jugendliche, weitergeben.

Zu diesem Zweck wurde dieses Schulungsprogramm entwickelt, das sich an männliche und weibliche Jugendliche verschiedener Herkunft richtete. Die Schulungen beschränkten sich nicht nur auf das

Thema Gewalt, sondern bezogen auch die Bereiche Gesundheit sowie Menschenwürde und Grundrechte, insbesondere die Auseinandersetzung mit radikalen Einstellungen, mit ein. Auf diese Weise sollten die TeilnehmerInnen in verschiedenen Lebensbereichen von risikoreichem Verhalten abgehalten und Anstöße dazu gegeben werden, ihre oft negativen Einstellungen zu anderen Bevölkerungsgruppen zu überdenken. Zudem sollen Kompetenzen gefördert werden, die für die individuellen Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt von zentraler Bedeutung sind. Eine weitere Annahme von Medi.Peer besteht nämlich darin, dass Gewalt vielfach von erfahrener Chancen- und Perspektivlosigkeit ausgeht.

In diesem Beitrag gehen wir daher auf die Erfolge, aber auch die Herausforderungen von Medi.Peer ein und nehmen speziell Bezug auf die Entwicklung des Sozialkapitals der TeilnehmerInnen, das im Erfolgsfall deutlich gesteigert wird und ihnen damit bessere Handlungsoptionen im Alltag eröffnet.

2. DAS MILIEU DER WIEDERHOLUNGS- UND INTENSIVSTRAFTÄTER

Bevor wir näher auf Medi.Peer eingehen, wollen wir einen Blick darauf werfen, was grundsätzlich über das Milieu bekannt ist, an das sich das Gewaltpräventionsprogramm richtet. Medienberichte und politische Debatten zur Jugendkriminalität erwecken nämlich oft den Eindruck, dass junge Mehrfach- und Intensivstraftäter eine relativ neue Erscheinung seien. Befunde der deutschen sowie der internationalen kriminologischen Forschung verdeutlichen allerdings seit Jahrzehnten, dass ein großer Teil der Jugendkriminalität (zwischen 40 und 60 %) von einer eher kleinen Personenzahl (zwischen 3 und 10 %) ausgeht (vgl. Baier et al. 2009; Farrington

1995; Wolfgang et al. 1972). Obwohl es diesen im Englischen als „serious offenders“ bezeichneten Personenkreis schon seit längerer Zeit gibt, ist er nicht eindeutig definiert. Sogar bei der deutschen Polizei und Justiz, von der Mehrfach- und Intensivstraftäter nach bestimmten Kriterien registriert und erfasst werden², variiert diese Erfassung nach verschiedenen Städten und Bundesländern (vgl. Koch-Arzberger et al. 2008).

Unabhängig von unterschiedlichen Definitionen besteht Einigkeit darin, dass der Großteil der Delikte dieses Täterkreises von jungen Männern in Gruppen im urbanen Raum verübt werde, von einer Spezialisierung auf bestimmte Straftaten aber kaum die Rede sein könne, obwohl Gewaltdelikte, Kleinkriminalität und Bagatelldelikte überwiegen (vgl. Farrington 1995; Koch-Arzberger et al. 2008; Monahan et al. 2009). Zudem zeige sich, dass die Personen mit den höchsten Deliktraten im Erwachsenenalter seit dem frühen Kindesalter bereits häufig auffällig seien und multiple Risikofaktoren aufwiesen (vgl. Ohder 2010; Wolfgang et al. 1972).

Als Risikofaktoren im Jugendalter gelten insbesondere „prekäre soziale, finanzielle und familiäre Entwicklungsbedingungen, starke psychische und physische Belastungen, Leistungs- und Disziplinprobleme in der Schule, eine starke Bindung an delinquente Cliquen und massiver Konsum von Drogen“ (Ohder 2010, 182). Hinzu kämen Ausschluss von beruflicher Bildung und Erwerbsarbeit, inkonsistente familiäre Erziehung, Vernachlässigung, mangelnde emotionale Nähe und hohe Konfliktdichte in Verbindung mit Erfahrungen häuslicher Gewalt sowie Arbeitslosigkeit, Überforderung, Vorstrafen und Drogenkonsum der Eltern, die nicht selten getrennt lebten (vgl. Boers et al. 2006; Farrington 1995; Koch-Arzberger et al. 2008). Im Kontext familialer Risikofak-

toren zeigen Galloway und Skardhamar (Galloway/Skardhamar 2010) allerdings auf, dass die elterlichen Bildungsressourcen, also ihr kulturelles Kapital, ein stärkerer Prädiktor für Delinquenz seien als die monetären Ressourcen des ökonomischen Kapitals, obwohl sich diese ebenfalls als bedeutsam erwiesen. Interessanterweise deuten die repräsentativen Daten von Baier et al. für Deutschland darauf hin, dass ein Migrationshintergrund im Prinzip keinen Risikofaktor darstelle, da Mehrebenenanalysen zeigten, dass der überproportional hohe Anteil der Intensivstraftäter bei Migranten nur auf deren prekäre Umstände des Aufwachsens und der sozialen Benachteiligung, die vergleichsweise stärker ausgeprägt seien, zurückzuführen sei (Baier et al. 2009).

Alles in allem ist bei einer Akkumulation von Risikofaktoren von steigenden Übergangsschwierigkeiten im Jugendalter auszugehen, die speziell bei jungen Männern Delinquenz begünstigen. Insbesondere weisen diverse Studien darauf hin, dass Gewalt und Jugendkriminalität sozial benachteiligter Jugendlicher eine vor allem männliche Domäne seien, die in einem engen Zusammenhang mit demonstrativer Zurschaustellung von Maskulinität und einem Bedürfnis nach Anerkennung stünden (vgl. Zdun 2007).

Diese auch unter dem Terminus Straßenkultur zu subsumierenden Denk- und Handlungsweisen sind weltweit in ähnlicher Form, jedoch in unterschiedlicher Intensität, zu beobachten (vgl. Anderson 1999; Decker/Weerman 2005). Hierzu zählt u.a. eine mehr oder weniger hierarchische Unterordnung in Gruppen bei einer gleichzeitig hohen Bedeutung der Demonstration eigener Stärke und des Durchsetzungsvermögens. Respekt ist von zentraler Bedeutung in Interaktionen und wird in ehrvolles und -loses Verhalten übersetzt, das sowohl als Ausgangspunkt als auch als Rechtferti-

gung vieler Konflikte und Äußerungen von Gewalt dient (vgl. Zdun 2008). Insgesamt geht es um die Generierung und Aufrechterhaltung von Status und Anerkennung in der Gruppe der Gleichaltrigen, die in deprivierten Milieus vielfach einfacher durch Machtdemonstration, Gewalt und weitere Delikte erreicht werden können als mit Hilfe sozial verträglicher Ressourcen.

3. VON DER STÄRKE DES SOZIALEN KAPITALS

Sozialkapital und Netzwerke sind schon immer eine zentrale Kategorie in der Familiensoziologie gewesen (vgl. Baas et al. 2008) und nicht erst seit Bourdieus Spurensuche nach den feinen Unterschieden auch entscheidend für die Entstehung und Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheiten (vgl. Bourdieu 1987; ders. 1983; Strasser/Stricker 2005). Mit Sozialkapital ausgestatteten Individuen bzw. Populationen gelinge es besser, so das Argument, gesellschaftliche Probleme zu lösen, als denjenigen, die nicht oder nur begrenzt auf diese Ressource zurückgreifen können.

Es gibt jedoch unterschiedliche Konzepte zum Sozialkapital. Der wohl bedeutendste Vertreter ist Pierre Bourdieu, für den Kapital insgesamt „akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form“ (Bourdieu 1983, 183) darstellt. Er unterscheidet ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital sowie symbolisches Kapital (vgl. Bourdieu 2003). Seine „elaboration of different forms of capital (...) is aimed at explaining the mechanisms of preservation of the social stratification system and the legitimization of dominant-class reproduction strategy“ (Adam/Roncevic 2003, 159). Soziales Kapital definiert Bourdieu als „die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen

gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu 1983, 191). Er unterscheidet somit das Beziehungsgeflecht und die Ressourcen, die durch dieses Geflecht erschlossen werden können, und schließt formelle und informelle Beziehungen ein. Dieses Beziehungsgeflecht sei zudem nicht statisch, sondern „das Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, die bewusst oder unbewusst auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen“ (Bourdieu 1983, 192).

Die Vermehrung von Sozialkapital sei immer mit Beziehungsarbeit und Kosten verbunden. Gleichzeitig könne soziales Kapital durch den Tausch anderer Kapitalarten geschaffen werden, „aber nur um den Preis eines mehr oder weniger großen Aufwands an Transformationsarbeit“ (Bourdieu 1983, 195). Sozialkapital sei geradezu abhängig von der Verfügung über andere Kapitalarten, da auch diese in Sozialkapital getauscht werden könnten. Ungleiche Verfügung über Sozialkapital hänge somit von der sozialen Position des Individuums ab und sei Teil der Reproduktion sozialer Ungleichheit.

Auch wenn noch weitere Konzepte für die Sozialkapitalforschung bedeutsam sind, eignet sich Bourdieus Konzept am besten, um auf die Schwierigkeiten von Minderheiten bzw. auf die Wirkung von sozialer Ungleichheit hinzuweisen. So geht diese Konnotation des Kapitalbegriffs bei Coleman (Coleman 1990) verloren, der sich mehr dem kollektiven Handeln und der sozialen Integration widmet. Zudem ist Sozialkapital für Coleman weniger eine Eigenschaft von Akteuren, als vielmehr an soziale Beziehungen und gesellschaftliche Kontexte gebunden.

4. DIE VORGEHENSWEISEN BEI MEDI.PEER

Aus diesen Einsichten geht auch ein zentraler Baustein von Medi.Peer hervor, der in der Deeskalation durch Mediation besteht. Mediation wird hier verstanden als die „Vermittlung durch eine unparteiische dritte Person, deren Aufgabe es ist, den Konfliktparteien beim Finden einer Lösung zu helfen“ (Eder/Gaisbauer 2001, 5). Bei Medi.Peer war eine Art von „street mediation“ vorgesehen, d.h. die Mediatoren sollten vor allem im Milieu der Straßenkultur aktiv werden. Das hat mit dem Umstand zu tun, dass Gewalt in erster Linie ein außerschulisches Problem darstellt und „der Straße“ bei einigen jungen Migrantengruppen eine ganz andere Bedeutung zufällt als bei ihren einheimischen Altersgenossen (vgl. Luff 2000; Dietz/Roll 1998; Strasser/Zdun 2008). „Street mediation“ stellt die Jugendlichen im Gegensatz zur herkömmlichen Mediation allerdings vor ganz andere Herausforderungen, da sie außerhalb des geschützten Raumes der Schule agieren und nicht auf die Unterstützung der Lehrkräfte zurückgreifen können.

Für die Schulung war deshalb eine Fortbildung in Methoden und Inhalten zum interkulturellen Dialog mit Jugendlichen, in sozialen Kompetenzen, in der Deeskalation und der „Motivierenden Intervention zur nachhaltigen Jugendgewaltdeeskalation“ (MIND) vorgesehen. Während der interkulturelle Dialog und die sozialen Kompetenzen damit zu tun hatten, die Empathie und das Verständnis für andere Bevölkerungsgruppen sowie die kommunikativen Kompetenzen der Jugendlichen zu fördern und ihr Auftreten bzw. ihre alltäglichen Umgangsformen in der Öffentlichkeit zu verbessern, ging es beim Modul Deeskalation in erster Linie darum, die Heranwachsenden zu befähigen, in aktuelle Konflikte schlichtend einzugreifen. Diese Form der

Krisenintervention ist mittlerweile gut erprobt und kann als effektiv eingestuft werden. Allerdings ist die Wirkung eher kurzzeitig; eine nachhaltige Verhaltensänderung, insbesondere bei jugendlichen Intensivstraftätern, ist auch hiermit nur schwer zu erreichen.

Bei Medi.Peer ging es somit nicht nur darum, MigrantInnen darin zu trainieren, Konflikte zu schlichten; vielmehr sollten sie auch dazu beitragen, Konflikte erst gar nicht aufkommen zu lassen. Deshalb wurde bei Medi.Peer ein neuer Weg über MIND verfolgt: MIND ist ein eigens für Medi.Peer entwickeltes Schulungsprogramm, das auf den Ansätzen des „Transtheoretischen Modells“ (Prochaska et al. 1997) und des „motivational interviewing“ (Miller/Rollnick 1999) beruht. Die Module der Schulung wurden speziell auf die Bedürfnisse und Kompetenzen junger MigrantInnen in Deutschland abgestimmt und konzentrieren sich auf die Bereiche Gewalt und Gewalttätigkeit. Mit dieser Präventionsstrategie sollte erreicht werden, dass gewaltaffine Jugendliche langfristig dazu bewegt werden, Gewalt nicht länger als legitime Handlungsoption anzusehen. Sie sollten in die Lage versetzt werden, MIND sozusagen auf der Straße anzuwenden. Dabei wurde von der Prämisse ausgegangen, dass Verhaltensänderungen nur selten in einem Schritt erfolgen. Vielmehr ist eine Änderung des Verhaltens als Prozess zu begreifen, der durch die Konstruktion verschiedener Stufen zielgenau forciert und begleitet werden kann. Das praxisnahe Erkennen und die bewusste Anwendung stufenspezifischer Gesprächstechniken sind daher zentrale Ziele dieser Schulung.

Darüber hinaus sollte die Aufgabe der Mediatoren darin bestehen, im Bedarfsfall Gleichaltrige zur Aufnahme von Kontakten mit einer Beratungsstelle zu motivieren. Zur Anwendung der Gesprächstechniken bedurfte es keinerlei therapeutischer Vor-

kenntnisse, da die Fortbildung auf unsere Zielgruppe ausgelegt war. Die Schulung in den Gesprächstechniken sowie die weiteren Module wurden in Einzelbausteinen vermittelt, die in der Regel 90 Minuten dauerten. Diese Stückelung war auch nötig, um die Konzentrationsfähigkeit der Jugendlichen nicht zu überfordern.

Als Anreiz zur dauerhaften Teilnahme an Medi.Peer sollten für die Heranwachsenden neben der Fortbildung die soziale Anerkennung in ihrem Umfeld durch ihre neue Rolle als Schlichtungsinstanz und die mit der Teilnahme verbundene bessere Perspektive auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt dienen. Die TeilnehmerInnen sollten sowohl neue Kontakte herstellen und ihr Selbstbewusstsein stärken als auch Einblicke in das Arbeitsleben gewinnen. Es ging daher nicht nur darum, die Interessen der TeilnehmerInnen wahrzunehmen, sondern auch um die Förderung ihrer Kompetenzen und Zukunftsperspektiven sowie den Aufbau von Kontakten zu potenziellen Arbeitgebern.

Insgesamt war eine einjährige Betreuung, Schulung und Begleitung beider Trainingsgruppen vorgesehen. Neben den Trainingsbausteinen wurden Zeit und Raum für allgemeine Gesprächsrunden über aktuelle Probleme und Konflikte eingeplant, um auf bestimmte Ereignisse sowie Rückschläge zeitnah reagieren zu können und diese einzeln oder, wenn möglich, mit der Gruppe zu besprechen, damit die Gruppenmitglieder lernen, sich untereinander zu helfen bzw. gemeinsam Lösungen zu finden.

5. DIE ERFAHRUNGEN AUS DEM PROJEKT: ERKENNTNISSE UND HERAUSFORDERUNGEN

Das Angebot von Medi.Peer richtete sich vor allem an zwei Gruppen mit insgesamt mehr als 30 Jugendlichen: an eine Gruppe in Duisburg-Hamborn, an eine andere in

Duisburg-Hochheide. Beide bestanden zunächst nur aus männlichen Teilnehmern, allerdings konnte die erste Gruppe rasch um mehrere Mädchen aus dem benachbarten Stadtteil Duisburg-Meiderich ergänzt werden. Diese Gruppe übertraf die Erwartungen an mögliche Erfolge des Schulungsprogramms. Die Gruppe in Hochheide musste hingegen nach einigen Monaten auf Grund der anhaltenden Drogenproblematik der meisten Teilnehmer und der fehlenden Bereitschaft, eine Entzugsmaßnahme oder zumindest eine Drogenberatung wahrzunehmen, aufgelöst werden.

Aus den Schwierigkeiten mit der Hochheider Gruppe sowie aus weiteren Anlaufproblemen des Projekts lassen sich dennoch zahlreiche Erkenntnisse für die Anwendung von Medi.Peer ableiten (vgl. auch Strasser et al. 2009). Solche Schwierigkeiten waren ohnehin zu erwarten, da das Konzept im Wesentlichen auf theoretischen Vorannahmen und Ergebnissen verschiedener empirischer Studien beruhte (Zdun 2007; Schweer/Zdun 2005; Strasser/Zdun 2005; Strasser/Zdun 2006). Im Verlauf dieser Pilotstudie galt es nicht zuletzt, Probleme bei der Umsetzung des Konzepts aufzudecken und auf diese im Schulungsprozess zu reagieren.

Erste Schwierigkeiten ergaben sich bereits bei der Rekrutierung, die sich als deutlich problematischer erwies als erwartet. Im lokalen Netzwerk des Teams und seitens der Feldkontakte bestanden zwar große Bereitschaft zur Kooperation und Interesse an dem Projekt, dennoch fiel es schwer, Zugang zu passenden Jugendlichen aufzubauen, die zur Teilnahme bereit gewesen wären.³ Anders als bei wissenschaftlichen Studien, bei denen sich Jugendliche nur zur Teilnahme an einem Gespräch verpflichten, bestand in diesem Falle die Herausforderung darin, Heranwachsende zu finden, die sich zu einer regelmäßigen Teilnahme an einem länger-

fristigen Projekt bereit erklärten, das noch dazu Teil ihrer nicht unproblematischen Lebensbereiche war, und ohne dafür eine „Aufwandsentschädigung“ zu erhalten.

Nur mit Hilfe so genannter „gate keeper“ war es schließlich möglich, zwei Gruppen mit Jugendlichen aufzubauen, da diese Schlüsselpersonen sich für das Projektteam praktisch verbürgten. Anders als im ursprünglichen Konzept vorgesehen, stellte sich allerdings als nicht umsetzbar heraus, Heranwachsende aus verschiedenen Cliques zur Teilnahme zu bewegen. Unsere Erfahrungen zeigen allerdings auch, dass zu viel Heterogenität eher schaden kann und es bei der Rekrutierung vielmehr darauf ankommt, Jugendliche mit unterschiedlichem Devianzniveau und nicht so sehr aus verschiedenen Kontexten zusammen zu bringen. Neben jugendlichen Intensivstraftätern gilt es, mit anderen Worten, auch weniger auffällige Heranwachsende einzubinden, da diese zur Stabilität der Gruppe und zu Veränderungsprozessen im Verlauf der Schulung beitragen können. Gemeinsame Bekanntschaft bzw. Freundschaft der TeilnehmerInnen ist hilfreich, da man sich unter solchen Voraussetzungen weniger in Konkurrenz zueinander erlebt und eher gegenseitig unterstützt.

Neben der Drogenproblematik bestand insbesondere in der Zusammensetzung eine der Hauptschwierigkeiten mit der Hochheider Gruppe, wie die äußerst zäh verlaufenen Gruppendiskussionen und -übungen bewiesen. Die Teilnehmer wollten sich untereinander keine Blöße geben und auch das informelle Gruppenoberhaupt nahm wenig positiven Einfluss auf andere Gruppenmitglieder. Ganz anders stellte sich die Gruppendynamik in Hamborn dar, wo sich bald rege Diskussionen ergaben, die rasch so weit führten, dass man sich gegenseitig in nicht deviantem Verhalten bestärkte und für deviantes Verhalten – vor allem Gewaltanwendungen und Diebstahl – kriti-

sierte. Das mündete in einer Art „Automatismus“ – mit der Folge, dass es nach einigen Wochen bereits zu einschneidenden Verhaltensänderungen kam. Hierzu zählten neben nachlassender Gewaltanwendung und Kriminalität Verbesserungen im Benehmen und Sozialverhalten, was sich auch positiv auf die schulische und familiäre Situation auswirkte und sogar zu konkreten Zukunftsplanungen führte.

Solche Pläne existierten zu Beginn der Schulung nicht und von den Jugendlichen gingen kaum Anstrengungen in Richtung Zukunft aus. Vielmehr „schwänzten“ viele TeilnehmerInnen regelmäßig den Schulunterricht und hatten deutlich schlechtere Schulnoten als andere. Die verstärkten Bemühungen der Heranwachsenden schlugen sich allerdings bald in besseren Resultaten (z.B. in Tests und Klassenarbeiten) nieder; überdies entspannte sich das Verhältnis zwischen den SchülerInnen und dem Lehrpersonal. Die LehrerInnen bemerkten den Wandel der Jugendlichen nicht nur, sie reagierten auch positiv darauf. Das nahmen die TeilnehmerInnen wiederum als zusätzliche Motivation wahr.

Ein weiterer zentraler Unterschied zwischen den beiden Schulungsstandorten bestand im Hinblick auf die externe Motivation darin, dass es sich in Hamborn um einen täglich zugänglichen Jugendtreff handelte, dessen Leiter die Jugendlichen nicht nur anfangs für die Teilnahme begeisterte, sondern auch deren Durchhaltevermögen in der kritischen Phase der ersten Wochen des Trainings bis hin zum Einstellungswandel permanent stärkte. In Hochheide fehlten dagegen außerhalb des Trainings jegliches alternatives Freizeitangebot und eine entsprechende Vertrauensperson, die zugänglich gewesen wäre bzw. sich um die Motivation der Gruppe gekümmert hätte.

Somit ist es vor allem den institutionellen Rahmenbedingungen und der Motivations-

arbeit der Vertrauensperson in Hamborn zu verdanken, dass viele TeilnehmerInnen nicht aufgegeben hatten, bevor sie die „mentale Hürde“ nahmen, nach der das Programm praktisch zum „Selbstläufer“ wurde, da schrittweise immer weniger Kontrolle und gutes Zureden durch das Team notwendig waren. Wie gesagt, zunächst übernahm die Gruppe diese Funktion der Sozialkontrolle, da man sich untereinander – u.a. in den Gesprächsrunden zu Beginn jedes Treffens über die Ereignisse der vergangenen Woche – lobte und nicht selten darin überbieten wollte, welche Erfahrungen man durch sozial verträgliches Verhalten gemacht hatte. Zum Ende des Programms hin schienen einige TeilnehmerInnen sogar das immer weniger nötig zu haben, da Strategien der Selbstkontrolle zunehmend an deren Stelle traten.

Das Erreichen dieser Stufe stellte im Sinne der Gewaltprävention das zentrale Ziel von Medi.Peer dar. Dennoch wurde deutlich, dass auch diese Personen weiterer Förderung und eines Umfeldes bedurften, das weiterhin eine stabilisierende Wirkung ausübte, um die gerade vollzogenen Veränderungen aufrechtzuerhalten. In diesem Sinne stellten sich wiederum die institutionellen Rahmenbedingungen des Jugendtreffs in Hamborn als bedeutsam heraus. Das gilt auch mit Blick auf die künftige Förderung der Jugendlichen, da allen Beteiligten bewusst ist, dass es vielen Jugendlichen noch an zahlreichen Kompetenzen fehlt, die nicht zuletzt auf dem ersten Arbeitsmarkt erwartet werden.

Insgesamt scheint klar geworden zu sein, dass es Jugendlichen aus der Szene der Wiederholungs- und Intensivstraftäter vielfach an Routine und Beständigkeit sowie an Personen mangelt, die ihnen Respekt und Vertrauen entgegenbringen. Wie anfangs erwähnt, sind diese Aspekte im Milieu der Straßenkultur von zentraler Bedeutung. Wenn das Ziel darin besteht, den

Heranwachsenden durch Gewaltprävention und Verhaltensänderungen die herkömmlichen Ressourcen zum Erwerb von Anerkennung zu nehmen, ist es allerdings entscheidend, ihnen dafür Alternativen zu bieten, die deren Selbstwirksamkeit steigern. Vereinfacht gesagt, müssen sie Aufmerksamkeit und Zuspruch erhalten, und es müssen neue Ziele gesetzt werden, für die es sich „zu kämpfen“ lohnt.

Eine solche kooperative Begleitung, in der man Anleitung und Ratschläge erhält, aber auch selbst Verantwortung übernehmen muss, trägt besonders dazu bei, den individuellen Entwicklungsprozess der Jugendlichen zu fördern. Das setzt allerdings den Einsatz einer Fachkraft mit Erfahrung in der Sozialarbeit voraus. Der (zusätzliche) Einsatz einer Mitarbeiterin als andersgeschlechtliche Ansprechperson hat sich insbesondere gegenüber den männlichen Heranwachsenden als sinnvoll erwiesen. Es deutet einiges darauf hin, dass speziell junge, durchsetzungsfähige Frauen von diesen Heranwachsenden als Kontrast zu ihrem sonstigen Frauenbild wahrgenommen werden, daher auf Respekt stoßen und die Motivation fördern, vor allem wenn die Frau aus dem Kulturkreis der Beteiligten stammt. Darüber hinaus diente den Jugendlichen die Auseinandersetzung mit dieser Frau als Grundlage, um traditionelle Rollenbilder zumindest zu reflektieren, obwohl dies im Laufe nur eines Jahres nicht zu grundlegenden Veränderungen führen konnte.

Die bisherigen Erfahrungen zeigen schließlich, dass ein großer Bedarf einer dauerhaften Implementierung solcher Angebote für die Heranwachsenden besteht, da sich bei ihnen keine signifikanten Veränderungen durch kurzzeitige Maßnahmen erreichen lassen, vor allem dann nicht, wenn diese Maßnahmen bereits enden, wenn der Grundstein für die Zusammenarbeit für weitere wichtige Schritte

der Integration erst gelegt wird. Unsere Erfahrungen sprechen vielmehr dafür, solche Angebote auszuweiten.

Die Jugendlichen benötigen feste Bezugspersonen, denen sie sich anvertrauen können, sowie normative Verbindlichkeiten und klare Strukturen, an denen es ihnen im Elternhaus und im Freundeskreis mangelt. Zudem bedarf es konkreter Motivationsanreize, da die Jugendlichen anfangs nicht realisieren, dass die Teilnahme vor allem ihnen dient und die damit verbundenen neuen Kompetenzen und Kontakte eigentlich schon Anreiz genug sein sollten. Deshalb, aber auch um ihnen Perspektiven für die Zukunft zu eröffnen, ist eine intensivere Einbindung in lokale Netzwerke und eine stärkere Verknüpfung mit Möglichkeiten zu Praktika und Ausbildungsstellen notwendig. Insbesondere die Integration der Jugendlichen in den Arbeitsmarkt ist eines der wichtigsten Kriterien für den Erfolg von Medi.Peer. Auf Grund der prekären schulischen Laufbahn der Jugendlichen bedarf es hierzu besonderer Anstrengungen, die allerdings dieses Programm, das in erster Linie der Gewaltprävention dienen soll, allein nicht leisten kann. Der Kreis des Ursache-/Wirkungszusammenhangs ist allerdings sehr viel weiter gespannt und geht über den Rahmen eines anwendungsorientierten Forschungsprojekts weit hinaus.

Daher war es für alle Beteiligten außerordentlich motivierend, dass sich das Gros der TeilnehmerInnen positiv überrascht und von dem großen Nutzen erfreut zeigte, den sie aus dem Jahr der Schulungen und Betreuung gezogen haben. Neben ihrem Selbstwertgefühl konnten ihre Begeisterung und ihr Engagement gesteigert werden, „doch noch etwas“ aus ihrem Leben zu machen. Während die größte Skepsis der Jugendlichen zu Beginn darin bestand, ob das Programm ihnen einen persönlichen Nutzen bringen würde, überzeugten

sie schließlich die schrittweise eintretenden Verbesserungen ihrer sozialen Kontakte und der Zuspruch, den sie von allen Seiten erhielten. Es normalisierte sich bald sowohl das Verhältnis zur Familie und zu Institutionen wie Polizei und Schule, als auch insgesamt die Art und Weise, wie ihnen Menschen im Stadtteil, in der Jugendeinrichtung und anderswo begegneten.

Schließlich war von großer Bedeutung, dass die Jugendlichen erkannten, dass diese Veränderungen ausschließlich auf dem Wandel ihres Verhaltens beruhten. Daraus ergaben sich zwei Erkenntnisse bei den jungen Menschen:

1. Ich habe erreicht, dass ich nun besser behandelt werde und wieder mehr Chancen in meinem Leben sehe, da es auf mein Engagement ankommt. Wenn ich genug dafür tue, kann ich noch mehr erreichen. Mit der Unterstützung anderer kann ich bestehende Defizite schrittweise abbauen und persönliche Stärken ausbauen.
2. Es liegt vor allem an mir, sollte ich das Erreichte wieder verlieren. Auch wenn Rückschläge im Leben immer vorkommen können, wäre es meine Schuld, wenn ich meine Chance verstreichen ließe und aufgäbe. Wenn ich in alte Denk- und Handlungsmuster zurückfalle, dann gefährde ich all das, was ich mir aufgebaut habe.

6. SOZIALKAPITAL DURCH GEWALTPRÄVENTION

In der Lebenslage und den Netzwerken der TeilnehmerInnen spiegelte sich deutlich der von Bourdieu (Bourdieu 1983) postulierte Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und mangelndem Sozialkapital wider, was wiederum meistens mit geringen anderen Kapitalsorten verbunden ist. Soziale Beziehungen bestanden vorzugsweise zum direkten Umfeld, d.h. zur Familie und zu den im Stadtteil

lebenden Gleichaltrigen, da man vielfach kaum über die Grenzen dieses regionalen Einzugsgebiets hinausgekommen ist. Ohne eine besondere Form der Unterstützung, wie sie zunächst durch Medi.Peer geboten wurde, schien ein zusätzlicher Erwerb von Sozialkapital ebenso wenig möglich wie ein Tausch zwischen verschiedenen Kapitalsorten, um das Sozialkapital zu steigern.

Doch wodurch und inwiefern konnte im Rahmen von Medi.Peer das Sozialkapital vermehrt werden? Bevor die Beziehungsarbeit, im Bourdieu'schen Sinne (Bourdieu 1983) einsetzen konnte, war es nämlich erforderlich, die „social skills“ der Heranwachsenden zu stärken, z.B. in den Bereichen Höflichkeit und Pünktlichkeit, die zudem zentrale Schlüsselqualifikationen auf dem Arbeitsmarkt darstellen. Es war Teil des Umdenkprozesses, nicht nur Abstand von Gewalt und Kriminalität zu nehmen, sondern insgesamt Denk- und Verhaltensweisen zu verändern.

Diese schwierige Wandlung konnten die Jugendlichen am besten gemeinsam vollziehen, d.h. in einem Prozess gegenseitiger Motivation und Kontrolle, in dem sich zwar anfangs die Kontakte der TeilnehmerInnen noch nicht veränderten bzw. erweiterten, allerdings die Qualität des sozialen Netzwerkes sich rasch verbesserte. Mit anderen Worten, das Sozialkapital bekam zunächst ein anderes Gewicht dadurch, dass man zusehends mehr soziale Unterstützung aus dem bestehenden Netzwerk erhielt, das bislang hauptsächlich dem Zeitvertreib diente und Ausgangspunkt von Gewalt und Kriminalität war. Erste Erfolge konnten individuell auf Grund dieser Entwicklung erzielt werden, wodurch auch das Vertrauen der TeilnehmerInnen in das Projektteam wuchs und sie regelmäßig und pünktlich zu den Treffen erschienen.⁴

Auf der Grundlage dieser Entwicklung verbesserte sich zudem das Verhältnis zum gesamten Umfeld, sowohl auf privater als

auch auf institutioneller Ebene, vor allem in der Schule und gegenüber der Polizei. Darüber hinaus konnte das Sozialkapital in der Form gesteigert werden, dass die TeilnehmerInnen durch den Jugendtreff „von der Straße geholt“ und in die dortigen Aktivitäten eingebunden wurden. Hier fanden sie neue Freunde und verbesserten ihr Verhältnis zu älteren und jüngeren Heranwachsenden im Stadtteil. Gegenüber den Jüngeren zeigten diese dann wiederholt Bereitschaft, als Vorbild zu fungieren und Verantwortung zu übernehmen. Das stärkte nicht nur ihre Selbstwirksamkeit, sondern auch ihr Sozialkapital als persönliche Ressource und als gesellschaftlicher Nutzen durch die Bildung von Vertrauen und sozialen Netzwerken.

Diese Aktivitäten zeigten auch über die Grenzen des Stadtteils hinaus Wirkung, z.B. durch die Bildung einer A-Jugend-Fußballmannschaft. Diese Mannschaft stellte eine Art von Belohnung, aber auch von Vertrauensvorschuss für die Jugendlichen dar, weil sie im Ligabetrieb auch als Vertreter des Jugendtreffs auftrat. Mit Stolz erfüllte die Jugendlichen und die Schlüsselperson nicht nur, dass die Gruppe regelmäßig zum Fußballtraining erschien und auch einige Monate nach Auslaufen der Medi.Peer-Schulungen hohes Engagement zeigte, sondern auch, dass das Team viel Lob von anderen Mannschaften für seine Fairness in den Spielen erhielt. Und so ergab sich trotz Konkurrenz auf dem Spielfeld bereits die eine oder andere neue Bekanntschaft oder Freundschaft.

Schließlich konnte in Form von Hausaufgabenbetreuung und Unterstützung bei

der Erstellung von Bewerbungsunterlagen sowie durch Bewerbungstrainings im Jugendtreff das kulturelle Kapital der Heranwachsenden gesteigert werden. Dieses trug einerseits in der Schule, aber auch in der Familie zu einer Verbesserung der Qualität der Kontakte und zu mehr Unterstützung im sozialen Netzwerk bei. Andererseits ergab sich hierdurch die Möglichkeit von Tauschprozessen von kulturellem und sozialem Kapital mit Blick auf den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, da die gewonnenen Kompetenzen – auch im Sozialverhalten – die Chancen bei der Berufsvorbereitung und bei der Stellensuche steigerten.

Allerdings sollte nicht verschwiegen werden, dass sich auch weiterhin teilweise eine gewisse Scheu und Angst davor zeigte, solche Dinge selbst in die Hand zu nehmen. So waren es nur wenige, die selbstständig entsprechende Schritte unternahmen. Vielfach sicherten sie sich noch bei den Vertrauenspersonen ab bzw. waren tatsächlich auf deren Hilfe angewiesen, da ihnen die Kompetenz fehlte, eigenständig eine Bewerbung zu schreiben. Das unterstreicht abermals den weiteren Förderungsbedarf der Betroffenen und die begrenzte Reichweite von Medi.Peer als anwendungsbezogenes Forschungsprojekt. Flankierend und fortsetzend ist daher weitere Unterstützung für diese Zielgruppe erforderlich. Eine erfolgsträchtige Strategie kann nur darin bestehen, den Mitgliedern dieser Zielgruppe entsprechende Aufmerksamkeit zu schenken und ihnen Chancen zu eröffnen, anstatt sie gesellschaftlich abzuschreiben.

¹ In diesem Forschungs- und Präventionsprojekt orientiert sich das Verständnis des Jugendalters vor allem an dem entsprechenden Lebensabschnitt und weniger an restriktiven Definitionen. Auch wenn das Alter der teilnehmenden Jugendlichen ursprünglich zwischen 15 und 17 Jahren betragen sollte, waren einzelne Heranwachsende bis zu 22 Jahre alt. Da sich speziell die über 18-Jährigen in keinen beruflichen Ausbildungen oder Arbeitsverhältnissen befanden und sie sich auch in ihren Einstellungen zur Anwendung von Gewalt kaum von den anderen unterschieden, wurden auch diese zur Teilnahme an dem Schulungsprogramm eingeladen.

² Berücksichtigt werden insbesondere die Häufigkeit von Delikten in einem bestimmten Zeitraum sowie deren Intensität und Form, aber auch das Einstiegsalter, die Persönlichkeitsmerkmale und die Lebenssituation sowie die Wiederholungswahrscheinlichkeit können einbezogen werden (vgl. Steffen 2008).

³ Als anfängliche Auswahlkriterien galten, dass die TeilnehmerInnen sowohl die deutsche als auch ihre Muttersprache in Wort und Schrift beherrschten. Das Mindestalter sollte 15 Jahre und das Höchstalter 17 Jahre betragen. Die Teilnahme an einem Auswahlgespräch sollte verpflichtend sein. Hierbei galt es u.a. herauszufinden, welche Position die potenziellen Mediatoren zum Thema Gewalt einnahmen.

⁴ Diese Entwicklung ist insofern als etwas Besonderes zu werten, als die TeilnehmerInnen zu Schulungsbeginn erst an Pünktlichkeit und die regelmäßige Teilnahme gewöhnt werden mussten. Im Verlauf der Schulungen verringerte sich bei allen Hamborner Gruppenmitgliedern zudem die Häufigkeit der Verspätungen und die Zahl der Fehltag in der Schule.

Quellenangaben

Adam, F./Roncovic, B. (2003). *Social Capital: Recent Debates and Research Trends*, *Social Science Information* (42), 155–183.

Anderson, E. (1999). *Code of the Street: Decency, Violence, and the Moral Life of the Inner City*, New York.

Baas, S./Schmitt, M./Wahl, H.-W. (2008). *Singles im mittleren und höheren Erwachsenenalter*, Stuttgart.

Baier, D./Pfeiffer, C. et al. (2009). *Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen*, Hannover.

Boers, K./Walburg, C./Reinecke, J. (2006). *Jugendkriminalität – Keine Zunahme im Dunkelfeld, kaum Unterschiede zwischen Einheimischen und Migranten*, *Monatschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* (89), 63–87.

Bourdieu, P. (1983). *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*, in: Kreckel, R. (Hg.) *Soziale Ungleichheiten*, *Soziale Welt (Sonderheft 2)*, 183–198.

Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M.

Bourdieu, P. (2003). *Symbolisches Kapital*, in: Jurt, J. (Hg.) *Absolute Pierre Bourdieu*, Freiburg im Breisgau, 211–216.

Coleman, J. (1990). *Foundations of Social Theory*, Cambridge.

Decker, S. H./Weerman, F. M. (2005). *European Street Gangs and Troublesome Youth Groups*, Lanham u.a.

Dietz, B./Roll, H. (1998). *Jugendliche Aussiedler – Porträt einer Zuwanderergeneration*, Frankfurt a.M.

Eder, F./Gaisbauer, H. P. (2001). *Peer Mediation in der Schule. Evaluation eines Projekts der Kinder- und Jugendanwaltschaft Oberösterreich*, Linz.

Farrington, D. (1995). *The Development of Offending and Antisocial Behaviour from Childhood: Key Findings from the Cambridge Study in Delinquent Development*, *Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines* (360), 929–964.

Galloway, T./Skardhamar, T. (2010). *Does parental income matter for onset of offending?*, *European Journal of Criminology* (7), 424–441.

Koch-Arzberger, C./Bott, K. et al. (2008). *Mehrfach- und Intensivtäter in Hessen*, Wiesbaden.

Luff, J. (2000). *Kriminalität von Aussiedlern. Polizeiliche Registrierungen als Hinweis auf misslungene Integration?*, München.

Miller, W./Rollnick, S. (1999). *Motivierende Gesprächsführung*, Freiburg im Breisgau.

Prochaska, J./Norcross, J./DiClemente, C. (1997). *Jetzt fange ich neu an*, München.

Monahan, K./Steinberg, L. et al. (2009). *Trajectories of Antisocial Behavior and Psychosocial Maturity from Adolescence to Young Adulthood*, *Developmental Psychology* (45), 1654–1668.

Ohder, C. (2010). *Polizeiliche Intensivtäterprogramme – hohe Hürden für eine Kooperation mit Sozialer Arbeit*, in: Möller, K. (Hg.) *Dasselbe in grün? Aktuelle Perspektiven auf das Verhältnis von Polizei und Sozialer Arbeit*, Weinheim, 180–188.

Schweer, T./Zdun, S. (2005). *Gegenseitige Wahrnehmung von Polizei und Bevölkerung. Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen*, in: Groß, H./Schmidt, P. (Hg.) *Empirische Polizeiforschung VI: Innen- und Außensicht(en) der Polizei*, Frankfurt a.M., 65–89.

Steffen, W. (2008). *Junge Intensiv- und Mehrfach Täter – eine „neue“ Herausforderung? Überblick über kriminologische Befunde zu intensiv und dauerhaft*

- auffälligen jungen Menschen, in: *BMJ* (Hg.) *Das Jugendkriminalrecht vor neuen Herausforderungen?*, Mönchengladbach, 83–100.
- Strasser, H./Stricker, M. (2005). *Freiwilliges Engagement in der Zivilgesellschaft*, in: Hopt, K./Hippel v., T./Walz, W. (Hg.) *Nonprofit-Organisationen in Recht, Wirtschaft und Gesellschaft. Theorien – Analysen – Corporate Governance*, Tübingen, 127–137.
- Strasser, H./Zdun, S. (2005). *Gewalt ist (k)eine Antwort! Zum abweichenden Verhalten russlanddeutscher Jugendlicher*, *Soziale Probleme* (16), 5–24.
- Strasser, H./Zdun, S. (2006). *Die Segregation der Russlanddeutschen und die Folgen. Kampf der Kulturen in Duisburg und anderswo*, in: Rehberg, K.-S. (Hg.) *Soziale Ungleichheit, Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004*, Frankfurt a.M., 2129–2135.
- Strasser, H./Zdun, S. (2008). *Von der Gemeinschaftsgewalt zur Gewaltgemeinschaft? Zum Wandel der Straßenkultur*, in: Hitzler, R./Honer, A./Pfadenhauer, M. (Hg.) *Posttraditionale Gemeinschaften*, Wiesbaden, 310–326.
- Strasser, H./Zdun, S./Schweer, T. (2009). *Medi.Peer – Mediation durch peer groups. MediatorInnenprogramm zur stadtteilbezogenen Gewaltprävention bei türkischen, arabischen und russlanddeutschen Jugendlichen. Abschlussbericht der wissenschaftlichen Evaluation*, Duisburg.
- Wolfgang, M./Figlio, R./Sellin, T. (1972). *Delinquency in a Birth Cohort. Studies in Crime and Justice*, Chicago.
- Zdun, S. (2007). *Ablauf, Funktion und Prävention von Gewalt. Eine soziologische Analyse gewalttätiger Verhaltensweisen in Cliques junger Russlanddeutscher*, Frankfurt a.M.
- Zdun, S. (2008). *Die Rechtfertigung abweichenden Verhaltens von Heranwachsenden im sozialen Kontext*, *Soziale Probleme* (19), 178–202.